



Betül Karakoç-Kafkas | Iva Hradská (Hrsg.)

Das Forschungsfeld – Forscher*innen im Feld

Method(olog)ische und theoretische
Reflexionen

BELTZ JUVENTA

Betül Karakoç-Kafkas | Iva Hradská (Hrsg.)
Das Forschungsfeld – Forscher*innen im Feld

Betül Karakoç-Kafkas | Iva Hradská (Hrsg.)

Das Forschungsfeld – Forscher*innen im Feld

Method(olog)ische und theoretische
Reflexionen

BELTZ JUVENTA

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme. Die Beltz Verlagsgruppe behält sich die Nutzung ihrer Inhalte für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor. Trotz sorgfältiger inhaltlicher Kontrolle übernehmen wir keine Haftung für die Inhalte externer Links. Für den Inhalt der verlinkten Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich.

Dieses Buch ist erhältlich als:
ISBN 978-3-7799-8970-7 Print
ISBN 978-3-7799-8971-4 E-Book (PDF)
ISBN 978-3-7799-8972-1 E-Book (ePub)

1. Auflage 2026

© 2026 Beltz Juventa
Beltz Verlagsgruppe GmbH & Co.KG
Werderstraße 10, 69469 Weinheim
service@beltz.de
Alle Rechte vorbehalten

Satz: Datagrafix GSP GmbH, Berlin
Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza
Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor:innen und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de

Inhalt

Das Forschungsfeld – Forscher*innen im Feld: Method(olog)ische und theoretische Reflexionen. Eine Einleitung <i>Betül Karakoç-Kafkas und Iva Hradská</i>	7
I Standortgebundenheit und Positionierung im Feld	19
Im toten Winkel. Erziehungswissenschaftliche Erkenntnisproduktion zwischen epistemischer Ungerechtigkeit und multiperspektivischen Methoden <i>Merle Hummrich & Medine Çelik</i>	20
Un/doing Distance. Erziehungswissenschaftliche Forschung als intersektionale Selbstverortung und die besondere Rolle von Körpern und Emotionen in der Begegnung <i>Merle Kondua & Davide Torrente</i>	39
Methodisch kontrollierte Irritation als Ansatz zur Selbstreflexion der eigenen Standortgebundenheit in der rekonstruktiven Sozialforschung <i>Sören Sponick</i>	55
Professionelle Interviewführung. Als Nicht-Expertin und Co-Expertin im Spannungsfeld zwischen fremdem Fachwissen und vertrautem Erfahrungswissen <i>Jacqueline Jaekel</i>	74
II Machtverhältnisse	97
Positionalitäten in narrativen Interviews mit geflüchteten Jugendlichen rekonstruieren. Reflexionen zur interaktiven Hervorbringung der Rolle(n) von Biografieforscher:innen im Feld <i>Merle Hinrichsen & Louisa da Cunha</i>	98
„Okay, dann Leisefuchs ... alle, auch ihr Erwachsene“ Eine theoretisch-methodologische Auseinandersetzung mit generationalen Machtverhältnissen und kindlicher Forschungsbeteiligung <i>Lena Jakob</i>	115
Kinderschutz und Kinderrechte in der Forschung mit Familien und Kindern – Forschungsethische Überlegungen zwischen Erkenntnisinteresse und Schutzauftrag <i>Tatjana Dietz & Johanna Wilmes</i>	137

III Sprache, Artikulation und das (Un-)Sagbare	153
Linguizismuskritische Forschungspraxis im Kontext translingualer Bildungsprozesse	
<i>Melanie David-Erb</i>	154
„Es is leichter zu zeigen als zu sagen“ – Zeigen im Interview: Sichtbarkeit, Interaktion und epistemische Agency	
<i>Yağmur Mengilli</i>	166
...und euer erstes Mal so? – Sexualität als Thema in Gruppendiskussionen	
<i>Jann Schweitzer</i>	183
Onlineforschung in einer Community für die Zielgruppe 50+	
<i>Jennifer Kreß</i>	194
Die Autor*innen	215

Das Forschungsfeld – Forscher*innen im Feld: Method(olog)ische und theoretische Reflexionen. Eine Einleitung

Betül Karakoç-Kafkas und Iva Hradská

Der vorliegende Band ist aus Gesprächen und dem gemeinsamen Interesse der Herausgeberinnen entstanden. Er widmet sich einer Frage, die in der qualitativen Bildungs- und Sozialforschung zwar allgegenwärtig ist, aber selten explizit zum Gegenstand gemacht wird: Welche Rolle spielen Forschende selbst – mit ihren Positionierungen, Verstrickungen und blinden Flecken – im Prozess der Wissensproduktion? Der Band versammelt Perspektiven aus unterschiedlichen Forschungsfeldern und -kontexten und versteht sich als Einladung zur methodologischen Selbstvergewisserung.

In der Perspektive konstruktivistischer und feministischer Methodologien sind Forscher*innen „Mittäter*innen“ des Forschungsprozesses (Behnke/Meuser 1999). Das Forschungsfeld wird mit den Relevanzsetzungen, Perspektivierungen, aber auch durch sie (als teilhabende Subjekte) konstitutiv mitgestaltet. Die Wahl des Forschungsgegenstandes, die Art der Adressierung, der Modus des Auftretens und Sprechens und die Interaktionen zwischen den Forschenden und Erforschten konstruieren und konstituieren folglich das Forschungsfeld. Während die Interaktionen und die Rolle der Forschenden in quantitativen Studien stärker in den Hintergrund gerückt werden, sind in qualitativ-empirischen Studien die Reflexionen darüber ein Teil des Forschungsprozesses. Vielmehr gilt die Auseinandersetzung mit der eigenen Standortgebundenheit und Seinsverbundenheit (Mannheim 1952) als Qualitätskriterium für eine reflexive Forschungspraxis. Diese Auseinandersetzung ermöglicht es einerseits relevante Aspekte im Forschungsfeld aufzuschlüsseln und andererseits als Forscher*innen im Feld das Verhältnis zwischen Nähe und Distanz dem Forschungsgegenstand gegenüber auszuhandeln. In diesem Zusammenhang kommen nicht zuletzt (Fremd-)Markierungen und (Fremd-)Zuschreibungen zur Geltung, die beispielsweise durch die teilhabenden Subjekte antizipiert werden und sich mithilfe methodisch-methodologischer Überlegungen empirisch rekonstruieren lassen. Somit sind Forscher*innen in ihren Reflexionen damit konfrontiert, diese Dimensionen methodisch zu reflektieren.

Die Einsicht, dass Erkenntnis stets situiert ist, hat feministische Epistemologien seit den 1980er-Jahren grundlegend geprägt. Donna Haraway (1988) hat mit ihrem Konzept des „sitierten Wissens“ gezeigt, dass Objektivität keine neutrale, körperlose Perspektive darstellt – was sie als „Gott-Trick“ bezeichnet –, sondern vielmehr die Verantwortung für die eigene Verortung bedeutet. Wissen entsteht

nicht im luftleeren Raum, sondern ist untrennbar verbunden mit der sozialen, biografischen und körperlichen Position der Erkennenden. Diese Perspektive fordert Forschende auf, ihre eigene Situiertheit nicht zu verschleiern, sondern transparent zu machen: Wer spricht? Von wo aus wird gesprochen? Welche Erfahrungen, Privilegien und blinden Flecken prägen den Blick?

Diese Forderung nach epistemischer Verantwortung bleibt jedoch nicht bei der individuellen Selbstreflexion stehen. In Anknüpfung an die Standpunkt-Theorie (Harding 1991) wird deutlich, dass marginalisierte Positionen epistemisch produktiv sein können, da sie Perspektiven eröffnen, die aus dominanten Positionen heraus nicht sichtbar werden. Sandra Harding hat dabei gezeigt, dass Objektivität paradoxerweise gerade dort stärker wird, wo die eigene Situiertheit transparent gemacht wird – und dass marginalisierte Standpunkte nicht trotz, sondern wegen ihrer Partikularität zu strukturell privilegierten Erkenntnisperspektiven werden können. Zugleich verweist das Konzept des situierten Wissens auf eine zentrale methodologische Herausforderung: Wie lässt sich die eigene Standortgebundenheit reflexiv bearbeiten, ohne sie zu naturalisieren oder zu individualisieren? Die Beiträge dieses Bandes zeigen unterschiedliche Wege, diese Herausforderung methodisch und theoretisch zu bewältigen.

Die Reflexion der eigenen Standortgebundenheit ist nicht nur eine Frage methodischer Qualität, sondern auch eine Frage epistemischer Verantwortung. Miranda Fricker (2007) hat mit ihrem Konzept der „epistemischen Ungerechtigkeit“ gezeigt, dass Wissensproduktion systematisch von Machtverhältnissen durchzogen ist. Fricker macht dabei deutlich, dass es nicht nur um individuelle Blickwinkel geht, sondern um kollektive Deutungsressourcen. Sie unterscheidet zwischen testimonialer Ungerechtigkeit, wenn Sprecher*innen aufgrund sozialer Vorurteile weniger Glaubwürdigkeit zugeschrieben wird, und hermeneutischer Ungerechtigkeit, wenn kollektive Deutungsressourcen fehlen, um bestimmte Erfahrungen überhaupt artikulierbar zu machen. Beide Formen epistemischer Ungerechtigkeit sind in Forschungsprozessen wirksam: Wessen Stimmen werden gehört? Wessen Wissen gilt als relevant? Und welche Erfahrungen bleiben unsagbar, weil die Begriffe fehlen, sie zu fassen?

Gayatri Chakravorty Spivak (1988) radikalisiert diese Gedanken: Es genügt nicht, marginalisierten Gruppen eine Stimme zu geben, wenn die Bedingungen des Sprechens selbst durch koloniale, patriarchale und klassenbasierte Machtstrukturen geformt sind. Die Frage ist damit nicht mehr allein, wer spricht, sondern unter welchen Voraussetzungen Sprechen überhaupt möglich und hörbar wird. Für eine reflexive Forschungspraxis folgt daraus: Forschende müssen nicht nur reflektieren, was sie wissen, sondern auch, welche strukturellen Bedingungen bestimmen, was überhaupt als Wissen gilt und welche Erfahrungen systematisch unsagbar bleiben.

Diese Perspektiven (situiertes Wissen, Standpunkttheorie, epistemische Ungerechtigkeit und die Bedingungen der Sprechbarkeit) bilden den theoretischen Horizont, innerhalb dessen die Beiträge dieses Bandes ihre je eigenen

empirischen und methodologischen Reflexionen entfalten. Was sie verbindet, ist die Überzeugung, dass Forschung nicht trotz, sondern durch Reflexion ihrer eigenen Bedingtheit zu Erkenntnis gelangt.

Dabei leistet der Band mehr als die Anwendung etablierter Reflexivitätskonzepte auf neue Felder. Indem die Autor*innen ihre eigene Forschungspraxis, mit ihren Irritationen, Widersprüchen und methodischen Entscheidungen, explizit zum Gegenstand machen, tragen sie zur Normalisierung einer reflexiven Forschungskultur bei, die bislang eher postuliert als praktiziert wird. Die Beiträge zeigen: Reflexivität ist kein Zusatz zur eigentlichen Forschung, sondern eine konstitutive Bedingung ihrer Qualität.

Diese epistemische Verantwortung zeigt sich auch in der Ko-Konstruktion von Wissen: Forschungsdaten entstehen nicht als neutrale Abbildung sozialer Wirklichkeit, sondern im Prozess der Interaktion zwischen Forschenden und Beforschten. Interviews sind, wie Deppermann (2013) gezeigt hat, soziale Ereignisse, in denen Bedeutungen ausgehandelt, Positionierungen vorgenommen und Machtverhältnisse wirksam werden. Reflexive Forschung muss diese Ko-Konstruktion ernst nehmen und methodisch bearbeitbar machen.

Obwohl die Reflexion des Forschungsfeldes, insbesondere seiner Dynamiken und Herausforderungen sowie der eigenen Rolle als Forscher*in im Feld, weithin als zentrales Gütekriterium qualitativer Forschung anerkannt ist, sehen sich Forschende in der Praxis häufig mit dem Paradoxon konfrontiert: Reflexivität gilt einerseits als Qualitätsmerkmal qualitativ-empirischer Forschung, wer die eigene Standortgebundenheit nicht reflektiert, dem wird methodische Unreflektiertheit vorgeworfen. Andererseits sind Tendenzen zu beobachten, diese Reflexionen nicht allzu stark in den Vordergrund zu rücken, um nicht als „zu subjektiv“ oder „unwissenschaftlich“ zu erscheinen. Diese Zurückhaltungen gegenüber expliziter Reflexion scheinen häufig von dem Bestreben geleitet zu sein, empirische Ergebnisse möglichst zu „objektivieren“ und damit Formen der Nachvollziehbarkeit zu erzeugen, die sich an quantifizierenden Logiken orientieren und mitunter auf eine Quantifizierung qualitativer Forschung abzielen. Reflexive Passagen werden dann in Forschungsberichten und Publikationen minimiert, in Fußnoten verbannt oder ganz weggelassen. Nicht weil sie für den Forschungsprozess irrelevant sind, sondern weil sie als Angriffsfläche für Kritik wahrgenommen werden. Diese Zurückhaltung ist nicht zufällig, sondern strukturell bedingt: Publikationskulturen, Begutachtungsverfahren und disziplinäre Normen privilegieren eine Darstellungsweise, die Forschungsergebnisse von ihrem Entstehungsprozess entkoppelt. Wer den eigenen Standort offenlegt, riskiert nicht nur den Vorwurf der Subjektivität, sondern auch den Verlust epistemischer Autorität in einem Feld, das Objektivität mit Distanz gleichsetzt. Das Paradoxon besteht also nicht allein in einer individuellen Doppelmoral, sondern in einem institutionellen Widerspruch: Reflexivität wird als Qualitätskriterium anerkannt und zugleich strukturell sanktioniert. Die Konsequenz ist eine Unsichtbarmachung jener reflexiven Arbeit, die qualitative Forschung überhaupt erst ermöglicht.

Dabei würde eine größere Sichtbarkeit reflexiver Arbeit erhebliche Potenziale auf mehreren Ebenen für die qualitative Forschung eröffnen: Epistemisch würden Forschungsbefunde transparent hinsichtlich ihrer Grenzen und Reichweite. Lesende könnten besser einschätzen, was unter welchen Bedingungen gewusst werden kann und was nicht. Die Situiertheit des Wissens träte damit nicht als Schwäche, sondern als Qualitätsmerkmal in Erscheinung.

Methodisch gewänne Forschung an Nachvollziehbarkeit und Anschlussfähigkeit, da nicht nur Ergebnisse, sondern auch die dahinterliegenden methodischen Entscheidungen und Überlegungen offengelegt werden. Forschung würde damit lehrbarer, insbesondere wenn Einblicke in die Reflexionen mit Blick auf Irritationen, Ambivalenzen und methodische Dilemmata ermöglicht werden.

Ethisch schließlich käme explizite Reflexivität der Verantwortung gegenüber den Beforschten nach: Ihre Perspektiven würden nicht durch eine vermeintlich neutrale Forschungsperspektive verdeckt, sondern in ihrer Situiertheit ernst genommen. Machtverhältnisse im Forschungsprozess würden benennbar und damit kritisierbar.

Aus diesem Widerspruch heraus ist der vorliegende Band entstanden. Er nimmt das Paradoxon der Reflexivität nicht als Klage, sondern als Ausgangspunkt und versteht das explizite Sichtbarmachen reflexiver Arbeit als wissenschaftliche und politische Praxis zugleich. Die versammelten Beiträge zeigen an konkreten Forschungsprojekten, wie unterschiedlich und kontextabhängig diese Praxis aussehen kann: als methodische Kontrolle von Irritationen, als intersektionale Selbstverortung, als sprachpolitische Entscheidung, als forschungsethische Verantwortung. Vor diesem Hintergrund nehmen die Herausgeberinnen die Bedeutung der Reflexion der eigenen Rolle und der Dynamiken im Forschungsfeld ernst. Wir verstehen Reflexivität als konstitutiven Bestandteil qualitativer Forschung. Der Band eröffnet somit aus dieser kritischen Haltung heraus den Raum für methodisch-methodologische und theoretische Fragen und die Suche nach Zugängen für die Reflexion des Forschungsprozesses. Indem die Autor*innen ihre reflexive Arbeit explizit machen, leisten sie einen Beitrag zur Normalisierung reflexiver Forschungspraxis und damit zur Weiterentwicklung qualitativer Forschungsstandards.

Die Beiträge dieses Bandes nehmen theoretische und method(olog)ische Herausforderungen auf und zeigen an konkreten Forschungsprojekten, wie Standortgebundenheit, situiertes Wissen und epistemische Verantwortung methodisch reflexiv bearbeitet werden können. Zugleich lässt sich eine gemeinsame Spur erkennen: Im Mittelpunkt stehen Fragen nach Macht- und Ungleichheitsverhältnissen, nach der Wirkmächtigkeit von Fremdpositionierungen, nach der eigenen Positionierung sowie nach dem (Un)Sagbaren und (Un)Sichtbaren in Forschungsprozessen. Es handelt sich dabei um Dynamiken, die nicht durch einfache Datenerhebung erfasst werden können, sondern reflexive Tiefenbohrungen erfordern. Die Beiträge zeichnen sich auch dadurch aus, dass sie bisherige

Wissenschaftskulturen in ihren jeweiligen Forschungskontexten infrage stellen, nach neuen Wegen suchen und Impulse setzen.

Der Band gliedert sich in drei Teile, die aufeinander aufbauen und dabei eine Bewegung vollziehen: von der Reflexion der eigenen Standortgebundenheit über die Analyse von Machtverhältnissen in der Begegnung hin zu den epistemischen Grenzen des Sagbaren und Sichtbaren.

I. Standortgebundenheit und Positionierung im Feld

Im *ersten Teil* greifen die Autor*innen in ihren Beiträgen die Bedeutung der *Standortgebundenheit und Positionierung im Feld* auf. Sie verdeutlichen, dass qualitative Forschung stets durch die biografische, soziale und fachliche Position der Forschenden geprägt ist. Reflexive Strategien, wie die Auseinandersetzung mit Irritationen, die Berücksichtigung von Körpern und Emotionen, die Reflexion des „toten Winkels“ sowie die Gestaltung von Interaktionen zwischen Fachwissen und Erfahrungswissen, machen diese Standortgebundenheit produktiv für Erkenntnisse.

Merle Hummrich und *Medine Çelik* reflektieren in ihrem Beitrag „Im toten Winkel. Erziehungswissenschaftliche Erkenntnisproduktion zwischen epistemischer Ungerechtigkeit und multiperspektivischen Methoden“ den toten Winkel der Erkenntnis in der erziehungswissenschaftlichen Forschung als Dimension sozialer Wirklichkeit, die durch theoretische Vorannahmen, methodologische Entscheidungen und epistemische Ordnungen notwendigerweise ausgeschlossen oder verzerrt werden. Ausgehend von erkenntnistheoretischen Überlegungen, etwa bei Adorno und Fricker, wird gezeigt, dass die Insuffizienz des eigenen Blicks keine epistemische Schwäche, sondern eine konstitutive Bedingung von Erkenntnis darstellt. Am Beispiel des Projekts MIRASTO wird illustriert, wie multiperspektivische methodische Zugänge dazu beitragen können, diese Grenzen sichtbar zu machen und epistemische Ungerechtigkeiten zu reflektieren. Der Beitrag macht deutlich, dass die kritische Auseinandersetzung mit den eigenen methodischen und theoretischen Begrenzungen eine zentrale Voraussetzung für qualitativ reflektierte, erziehungswissenschaftliche Forschung ist.

Merle Kondua und *Davide Torrente* untersuchen in ihrem Beitrag „Un/doing Distance. Erziehungswissenschaftliche Forschung als intersektionale Selbstverortung und die besondere Rolle von Körpern und Emotionen in der Begegnung“ aus einer phänomenologischen und machtkritisch-intersektionalen Perspektive, welche zentrale Rolle Körper und Emotionen für Erkenntnisprozesse in der Erziehungswissenschaft spielen. Ausgangspunkt ist die Annahme, dass Erkenntnis untrennbar mit Erfahrung und körperlicher Situiertheit verbunden ist. Vor dem Hintergrund intersektionaler Machtverhältnisse werden die Begegnungen

zwischen Forschenden und Forschungspartner*innen als reziproke, körperlich-emotionale Prozesse betrachtet, die reflektiert und methodologisch produktiv genutzt werden müssen. Der Beitrag diskutiert, wie Forschung im Spannungsfeld von Diversität, Ungleichheit, Macht und Widerstand so gestaltet werden kann, dass sie kritisch-emanzipatorische Erkenntnisse ermöglicht, ohne marginalisierte Subjekte zu instrumentalisieren. Methodologisch werden dabei Überlegungen aus der kritischen Intersektionalität, phänomenologischer Leiblichkeit und praxeologischen Reflexionsstrategien miteinander verknüpft, um die epistemologische Relevanz von Körpern, Emotionen und situierter Erfahrung für die qualitative Forschung zu verdeutlichen.

Sören Sponick reflektiert in seinem Beitrag „Methodisch kontrollierte Irritation als Ansatz zur Selbstreflexion der eigenen Standortgebundenheit in der rekonstruktiven Sozialforschung“ Möglichkeiten der methodisch kontrollierten Auseinandersetzung mit Irritationen und Störungen im Forschungsprozess, die Forschende dazu befähigen, ihre eigenen Vorannahmen, Konzepte und Perspektiven kritisch zu hinterfragen. Anhand empirischer Beispiele aus der Feldforschung zu Konversionen zum Islam in Deutschland zeigt der Beitrag, wie überraschende Informationen und persistierende Irritationen genutzt werden können, um den eigenen „Sichtindex“ zu erkennen, zu erweitern und forschungsleitende Konzepte teilweise zu revidieren. Methodisch werden narrative Interviews ausgewertet, wobei die biografische Fallrekonstruktion und die Dokumentarische Methode als Instrumente der tiefen Reflexion dienen. Ziel ist es, Irritationen nicht als Störung abzutun, sondern als produktive Lerngelegenheiten, die eine reflexive und methodisch kontrollierte Forschungsperspektive ermöglichen, sichtbar zu machen.

Jacqueline Jaekel setzt sich in ihrem Beitrag „Professionelle Interviewführung. Als Nicht-Expertin und Co-Expertin im Spannungsfeld zwischen fremdem Fachwissen und vertrautem Erfahrungswissen“ mit der Bedeutung der eigenen Forscherinnenrolle im Spannungsfeld zwischen Fachwissen und Erfahrungswissen auseinander. Am Beispiel eines Projekts, das Frauen in MINT-Berufen untersucht, wird erforscht, wie geschlechtsspezifische Erfahrungen, fachliche Distanz und persönliche Biografie die Interaktion zwischen Forschenden und Befragten prägen. Der Beitrag zeigt, dass Forschung nicht als neutraler Frage-Antwort-Prozess, sondern als interaktive Begegnung verstanden werden muss, bei der die Forschenden als handelnde und positionierte Subjekte agieren. Methodisch werden die Interviews unter Berücksichtigung dieser Dynamiken analysiert, um Herausforderungen der professionellen, feministischen und reflektierten Forschungspraxis sichtbar zu machen. Ziel ist es, Erkenntnisse darüber zu gewinnen, wie Forschende ihre Positionierung bewusst gestalten, um sowohl methodische Qualität als auch kritische Selbstreflexion sicherzustellen.

II. Machtverhältnisse

Der *zweite Teil* des Bandes verschiebt den Fokus von der individuellen Standortgebundenheit auf die interaktionale Dimension des Forschungsprozesses und beleuchtet die Bedeutung von *Machtverhältnissen* in qualitativer Forschung und die zentrale Bedeutung reflexiver Auseinandersetzung mit der eigenen Position im Feld. Die Beiträge zeigen, dass Forschende stets in interaktiven Beziehungen zu ihren Forschungspartner*innen agieren, wobei Biografie, soziale Position, Alter, Geschlecht und Erfahrung den Forschungsprozess prägen. Anhand von Beispielen aus der Biografieforschung mit Geflüchteten, der Forschung mit Kindern sowie der Arbeit mit Familien werden Machtasymmetrien, Beteiligung und ethische Verantwortung reflektiert. Ziel ist es, Machtstrukturen sichtbar zu machen und reflexive, methodisch wie ethisch fundierte Strategien für den Umgang damit aufzuzeigen.

Merle Hinrichsen und *Louisa da Cunha* reflektieren in ihrem Beitrag „Positionalitäten in narrativen Interviews mit geflüchteten Jugendlichen rekonstruieren. Reflexionen zur interaktiven Hervorbringung der Rolle(n) von Biografieforscher:innen im Feld“ die Bedeutung der Position der Forschenden im Feld der qualitativen Bildungs- und Biografieforschung, insbesondere im Kontext von Flucht und Migration. Der Beitrag zeigt, wie die interaktive Hervorbringung der Rolle der Forschenden im Rahmen narrativer Interviews zentrale Erkenntnisse ermöglicht und sonst häufig verdeckte Aspekte des Forschungsprozesses sichtbar macht. Auf Basis empirischer Rekonstruktionen transnationaler Biografien geflüchteter Jugendlicher werden sowohl theoretische Überlegungen zur Positionalität als auch methodische Strategien der reflexiven Biografieforschung diskutiert. Ziel ist es, Machtasymmetrien, gesellschaftliche Benachteiligungen und eurozentrische Normalitätsannahmen kritisch zu reflektieren und die Bedeutung der interaktiven Beziehung zwischen Forschenden und Beforschten für die Erkenntnisgewinnung zu verdeutlichen.

Lena Jakob beschäftigt sich in ihrem Beitrag „Okay, dann Leisefuchs ... alle, auch ihr Erwachsene – Eine theoretisch-methodologische Auseinandersetzung mit generationalen Machtverhältnissen und kindlicher Forschungsbeteiligung“ mit der Rolle erwachsener Forschender in der Forschung mit Kindern und der Frage, wie diese Rolle die Beteiligung der Kinder beeinflusst. Ausgehend von einem relationalen Verständnis kindlicher Forschungsbeteiligung wird gezeigt, dass Erhebungssettings Orte sind, in denen sich sowohl partizipative Chancen als auch adultistische Machtstrukturen manifestieren können. Anhand von Fallbeispielen aus Gruppendiskussionen mit Kindergartenkindern wird veranschaulicht, wie Forschende durch ihr Handeln sowohl kindliche Handlungsfähigkeit fördern als

auch einschränken können. Der Beitrag macht deutlich, dass eine reflexive Auseinandersetzung mit der eigenen Position im Forschungsprozess zentral ist, um kindliche Perspektiven ernst zu nehmen, Beteiligung zu ermöglichen und methodisch wie ethisch fundierte qualitative Forschung zu gewährleisten.

Tatjana Dietz und Johanna Wilmes reflektieren in ihrem Beitrag „Kinderschutz und Kinderrechte in der Forschung mit Familien und Kindern – Forschungsethische Überlegungen zwischen Erkenntnisinteresse und Schutzauftrag“ die forschungsethischen Herausforderungen in der Arbeit mit Kindern und Familien vor dem Hintergrund des Rechts auf gewaltfreie Erziehung. Im Zentrum steht die Reflexion der Haltung der Forschenden, die intime Einblicke in Lebenswelten von Kindern erhalten und dabei mit Machtungleichheiten, Verletzlichkeiten und potenziellen Grenzüberschreitungen konfrontiert werden. Anhand von Beispielen aus der Forschung über Säuglinge werden die Prinzipien advokativer Ethik diskutiert und forschungspraktische Spannungsfelder, wie die Berücksichtigung kindlicher Agency, generationale Machtverhältnisse und die Gestaltung von partizipativen Erhebungssituationen, sichtbar gemacht. Der Beitrag verdeutlicht, wie eine präventiv-reflexive, machtsensible Haltung von Forschenden die Qualität, Ethik und Verantwortung qualitativer Kindheitsforschung stärkt.

III. Sprache, Artikulation und das (Un-)Sagbare

Der dritte Teil „Sprache, Artikulation und das (Un-)Sagbare“ führt die Reflexion auf eine epistemische Grenzfrage: Was kann unter den gegebenen sprachlichen, institutionellen und gesellschaftlichen Bedingungen überhaupt gewusst, gesagt und gehört werden und was bleibt strukturell unsichtbar. Die Beiträge widmen sich den Bedingungen und Grenzen der Wissensproduktion im Spannungsfeld von Sprache, Sichtbarkeit und Artikulation. Sie verdeutlichen, dass Erfahrungen, Identitäten und soziale Praktiken nicht neutral vermittelt werden, sondern immer durch gesellschaftliche Normen, Machtverhältnisse und methodische Entscheidungen geprägt sind. Sichtbarkeit, Sprache und mediale Praktiken strukturieren, was gesagt, gezeigt oder verstanden werden kann, während die Situiertheit der Forschenden die Zugänge zu Wissen mitformt. Reflexive und partizipative Ansätze werden als zentrale Strategien dargestellt, um epistemische Grenzen des Sagbaren zu erkennen, Machtstrukturen kritisch zu reflektieren und die Produktion von Wissen inklusiver und sensibler zu gestalten.

Melanie David-Erb untersucht in ihrem Beitrag „Linguizismuskritische Forschungspraxis im Kontext translingualer Bildungsprozesse“ das Spannungsfeld von Sprache, Macht und Repräsentation in der erziehungswissenschaftlichen Forschung und zeigt, dass Forschende stets in gesellschaftliche Machtstrukturen eingebettet sind, die sie selbst mitgestalten und reproduzieren. Im Fokus steht die

Reflexion der eigenen Situiertheit – etwa als weiß, deutschsprachig und mehrheitsgesellschaftlich verortete Forschende – und deren Einfluss auf Wahrnehmung, Deutung und Zugang zu Wissen im Feld schulischer Mehrsprachigkeitsforschung. Methodisch wird argumentiert, dass Reflexivität allein nicht ausreicht, sondern partizipative und translinguale Ansätze notwendig sind, um Machtungleichheiten und epistemische Gewalt zu adressieren und Räume für widerständiges Wissen zu eröffnen. Der Beitrag verdeutlicht, dass qualitative Forschung nicht nur analytisch, sondern zugleich methodisch und ethisch auf die kritische Auseinandersetzung mit sprachlich und institutionell geprägten Machtstrukturen angewiesen ist.

Yağmur Mengilli untersucht in ihrem Beitrag „Es ist leichter zu zeigen als zu sagen“ – Zeigen im Interview: Sichtbarkeit, Interaktion und epistemische Agency“ Zeigen als epistemische und soziale Praxis in jugendkulturellen Kontexten und rückt dabei digitale Plattformen wie TikTok, Instagram und Snapchat in den Fokus. Anhand narrativ-biografischer Interviews wird deutlich, dass Jugendliche Sichtbarkeit kuratieren, dosieren und regulieren, um Privates zu schützen, Zugehörigkeit zu markieren und soziale Beziehungen zu gestalten. Zeigen dient somit nicht nur der Darstellung, sondern ist zugleich eine relationale Praxis, die Erfahrungen demonstrativ vermittelt und epistemisch relevant für die qualitative Forschung ist. Der Beitrag analysiert unterschiedliche Modi des Zeigens und diskutiert die methodologischen Implikationen für die Forschung mit und über junge Menschen, bei der Zeigen als eigenständiger Erkenntnisprozess verstanden wird.

Jann Schweitzer untersucht in seinem Beitrag „...und euer erstes Mal so? – Sexualität als Thema in Gruppendiskussionen“ die Auseinandersetzung mit Sexualität in Gruppendiskussionen als komplexes Feld qualitativ-empirischer Bildungsforschung. Sexualität wird dabei als soziale Praxis verstanden, deren Analyse hohe Reflexivität der Forschenden erfordert, da Nähe, Distanz, persönliche Verbundenheit und methodische Objektivierung zugleich wirksam werden. Anhand von Gruppendiskussionen mit jungen Erwachsenen werden methodische Herausforderungen, wie Scham, Tabuisierung und performative Selbstinszenierung, sichtbar und zugleich die Forschendenrolle als konstitutiver Bestandteil der Wissensproduktion hervorgehoben. Die Anwendung der Dokumentarischen Methode erlaubt die Rekonstruktion latenter Sinnstrukturen und kollektiver Orientierungen, während das Konzept differenzsensibler Reflexivität als methodologischer Zugang die systematische Berücksichtigung der eigenen Standortgebundenheit unterstützt.

Jennifer Krefß reflektiert in ihrem Beitrag „Onlineforschung in einer Community für die Zielgruppe 50+“ die Rolle von Online-Communities für Senior*innen als Unterstützung im Alltag. Anhand von 18 qualitativen Interviews mit Nutzer*innen der Plattform Feierabend.de wird erforscht, wie die Einbindung in solche

Netzwerke Widerstands- und Bewältigungsstrategien gegenüber alltäglichen Herausforderungen stärkt. Besondere Aufmerksamkeit gilt der Situiertheit der Forschenden, da die Autorin als junge Wissenschaftlerin in einer Zielgruppe arbeitet, die ihr fremd ist. Methodische Überlegungen zur Auswahl der Plattform und zum Zugang zur Community werden ebenso reflektiert wie forschungsethische Fragen, die sich aus der Arbeit in einer geschlossenen, spezifischen Nutzergruppe ergeben. Der Beitrag verdeutlicht, wie methodische Entscheidungen, biografische Positionierung und sozial-strukturelle Gegebenheiten die qualitative Forschung im digitalen Raum prägen.

Die drei Teile des Bandes bauen aufeinander auf: Während im ersten Teil die eigene Standortgebundenheit methodisch reflexiv bearbeitet wird, richtet sich der Fokus im zweiten Teil auf Machtverhältnisse in der Begegnung zwischen Forschenden und Beforschten. Der dritte Teil wendet sich schließlich den epistemischen Grenzen zu – dem, was nicht gesagt, nicht gezeigt oder nur unter bestimmten Bedingungen artikuliert werden kann. Diese Progression von der Selbstreflexion über die Interaktion hin zur Reflexion der Grenzen des Erkennens macht deutlich, dass Standortgebundenheit nicht nur eine methodische Herausforderung, sondern zugleich eine epistemische und ethische Verantwortung darstellt.

Dieser Band versteht sich als Einladung zur reflexiven Auseinandersetzung mit der eigenen Forschungspraxis. Er bietet keine fertigen Lösungen, sondern zeigt an konkreten Forschungsprojekten, wie unterschiedlich und kontextabhängig reflexive Forschung gestaltet werden kann. Die Beiträge richten sich an Forschende in der qualitativen Bildungs- und Sozialforschung, insbesondere an jene, die mit marginalisierten Gruppen arbeiten, die mit Macht- und Ungleichheitsverhältnissen konfrontiert sind oder die in Feldern forschen, in denen die eigene Positionierung besonders virulent wird. Der Band richtet sich zugleich an Nachwuchswissenschaftler*innen, die in ihren Qualifikationsarbeiten nach Orientierung suchen, wie Reflexivität methodisch bearbeitet und in wissenschaftlichen Texten dargestellt werden kann, ohne sich dem Vorwurf der „Subjektivität“ aussetzen zu müssen. Er richtet sich aber auch an etablierte Forscher*innen, die nach neuen Impulsen für ihre eigene reflexive Praxis suchen. Der Band versteht sich als Beitrag zu einer Forschungskultur, in der Reflexivität nicht als Makel, sondern als Ausweis wissenschaftlicher Redlichkeit gilt und in der die Frage, wer unter welchen Bedingungen wissen kann, nicht am Rand, sondern im Zentrum wissenschaftlicher Praxis steht. In diesem Sinne ist Reflexivität keine Methode unter anderen, sondern eine Haltung: die Bereitschaft, die eigene Erkenntnis als immer schon situiert, immer schon partiell und immer schon verantwortlich zu verstehen.

Die Herausgeberinnen danken allen Autor*innen für ihre Bereitschaft, Einblicke hinter die Kulissen wissenschaftlicher Praxis zu gewähren und gemeinsam nach neuen Zugängen zur Reflexion des Forschungsprozesses zu suchen. Besonders danken wir den Autor*innen für ihren Mut, durch die Reflexion ihrer

eigenen Forscherinnenrolle nicht nur als wissenschaftliche Autor*innen, sondern auch als Subjekte mit persönlichen Merkmalen und Erfahrungen sichtbar zu werden. Dieser Mut zur Selbstreflexion und Transparenz ist nicht selbstverständlich in einer Wissenskultur, die häufig Objektivität mit Distanz gleichsetzt. Die Beiträge zeigen eindrucklich, dass gerade die bewusste Auseinandersetzung mit der eigenen Situiertheit die Qualität qualitativer Forschung erhöht.

Den Leser*innen wünschen wir anregende Impulse für zukünftige Forschungsprojekte sowie eine erkenntnisreiche und inspirierende Lektüre.

Literatur

- Behnke, Cornelia/Meuser, Michael (1999): Geschlechterforschung und qualitative Methoden. Opladen: Leske + Budrich.
- Deppermann, Arnulf (2013): Interview als Text vs. Interview als Interaktion, In: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, Jahrgang 14, Heft 3, 13. Artikel.
- Fricker, Miranda (2007): Epistemic Injustice: Power and the Ethics of Knowing. Oxford: Oxford University Press.
- Haraway, Donna (1988): Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective, In: Feminist Studies, Jahrgang 14, Heft 3, S. 575–599.
- Harding, Sandra (1991): Whose Science? Whose Knowledge? Thinking from Women's Lives. Ithaca: Cornell University Press.
- Mannheim, Karl (1952): Ideologie und Utopie. 3. Auflage. Frankfurt a. M.: Schulte-Bulmke.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1988): Can the Subaltern Speak? In: Nelson, Cary/Grossberg, Lawrence (Hrsg.): Marxism and the Interpretation of Culture. Urbana: University of Illinois Press, S. 271–313.

I Standortgebundenheit und Positionierung im Feld

Im toten Winkel. Erziehungswissenschaftliche Erkenntnisproduktion zwischen epistemischer Ungerechtigkeit und multiperspektivischen Methoden

Merle Hummrich & Medine Çelik

1 Einleitung: Der tote Winkel der Erkenntnis

Erziehungswissenschaftliche Erkenntnisproduktion ist getragen vom Sammeln personenbezogener und organisationaler Daten und ihrer Erzeugung als Ausdrucksgestalten subjektiver Erfahrungsverarbeitung. Dabei offenbaren sich in der Analyse jeweils institutionelle und gesellschaftliche Normen, die sich als Subjektivierungsstrategien, machtvoll ordnende Diskurse oder Herrschaftsstrategien theoretisieren lassen. In den letzten 50 Jahren hat sich das Feld der Forschungszugänge und ihrer methodologischen Einbettungen zunehmend ausdifferenziert. Dabei wird deutlich: immer wieder entstehen Grenzen in der Reichweite der Erkenntnis. Aus diesem Grund werden angemessene Forschungsmethoden, Fragestellungen und Gegenstandsbestimmungen zugeordnet, um so einen möglichst weitreichenden Einblick in Lebenspraxen und institutionelle Praxen zu erreichen.

Forschungsethisch stellen sich hierbei allerdings Fragen nach der Reichweite und der Legitimität der Erkenntnis. Nicht erst seit Fricker (2007), sondern bereits anhand wissenschaftskritischer Auseinandersetzungen aus der Mitte des 20. Jahrhunderts – etwa in der Negativen Dialektik von Theodor W. Adorno (1967/1997) – lassen sich solche Fragen nachvollziehen. Bereits in der Einleitung stellt Adorno sich die Frage nach der Möglichkeit der Philosophie und setzt sich mit der Frage auseinander, wie die begriffsbildende Bedeutung philosophischer Erkenntnis angesichts der „unermesslich [sic!] expandierenden Gesellschaft und der Fortschritte positiver Naturerkenntnis“ (S. 15) weitergedacht werden kann, ohne in eine vereinfachende (naive) Weltdeutung zu verfallen. Er führt weiter aus, dass Dialektik eine zentrale Möglichkeit biete, positivistische und auf Identität, i. S. von Selbsteinheitlichkeit, orientierte Erkenntnisse systematisch zu hinterfragen.

„Dialektik ist das konsequente Bewusstsein von Nichtidentität. Sie bezieht nicht vorweg einen Standpunkt. Zu ihr treibt den Gedanken seine unvermeidliche Insuffizienz, seine Schuld an dem, was er denkt“ (ebd., S. 17).

Aus dieser erkenntniskritischen Zuspitzung ergibt sich eine Perspektive, die für qualitative erziehungswissenschaftliche Forschung von besonderer Relevanz ist. Wenn mit Adorno die Insuffizienz des Begriffs nicht als epistemischer Mangel, sondern als konstitutive Bedingung von Erkenntnis gefasst wird, dann rückt jene Dimension in den Fokus, die sich dem Zugriff systematisch entzieht. Der „tote Winkel“, wie er in der Überschrift unseres Beitrags auftaucht, bezeichnet insofern keine bloße Leerstelle, sondern verweist auf jene Dimensionen sozialer Wirklichkeit, die durch die jeweilige Position des Sehens, durch theoretische Vorannahmen, methodologische Entscheidungen und epistemische Ordnungen notwendig ausgeschlossen oder verzerrt werden. In diesem Sinne ist der tote Winkel eine epistemische Figur, der wir im Folgenden nachgehen wollen. Es geht dabei um die Bestimmung einer nicht nur abstrakten erkenntnistheoretischen Kategorie, sondern einer sozial wirksamen Struktur, die darüber mitentscheidet, wessen Wissen als Wissen gilt und wessen Erfahrung als relevant erachtet wird (Spivak 1996; Schmuckli 1996; Hummrich 2026 a, b).

Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, wie epistemische Ungerechtigkeit im wissenschaftlichen Sehen selbst begrifflich gefasst werden kann – und welche methodologischen und forschungsethischen Konsequenzen sich daraus für qualitative erziehungswissenschaftliche Forschung ergeben. Der Beitrag geht diesen Fragen nach, indem er zunächst eine erkenntnistheoretische Bestimmung des toten Winkels vornimmt und diesen dann am Beispiel des multimethodisch und multiperspektivisch angelegten BMBFSFJ-Projektes MIRASTO exemplarisch entfaltet. Abschließend soll aufgezeigt werden, wie multiperspektivische methodische Zugänge dazu beitragen können, die Grenzen des eigenen Sehens sichtbar zu machen, ohne Anspruch auf vollständige Erkenntnis zu reproduzieren.

2 Erkenntnistheoretische Rahmung: Situiertes Wissen und epistemische Ungerechtigkeit

Die im ersten Kapitel entwickelte Figur des toten Winkels bedarf einer erkenntnistheoretischen Fundierung, um nicht als bloße Metapher des Noch-nicht-Gesehenens missverstanden zu werden. Ziel dieses Abschnitts ist es daher, jene theoretischen Positionen zusammenzuführen, die die Erkenntnis nicht als neutralen Zugriff auf soziale Wirklichkeit begreifen, sondern als gesellschaftlich situierte, machtvoll gerahmte Praxis. Die kritische Theorie, feministische Erkenntniskritik, dekoloniale Epistemologien sowie jüngere Arbeiten zu epistemischer Ungerechtigkeit teilen – bei allen Differenzen – die Einsicht, dass wissenschaftliches Wissen systematisch mit Formen des Ausschlusses, der Verzerrung und des Nicht-Wissens verbunden ist.